

Grundeinkommen? Bedingungslos!

Erste Einfälle zum Thema Begebenheit im Alltag



(Peter Röhl / www.pixelio.de)

Handgriffe oder minimalistische Tätigkeiten, die einen erheblichen Teil des Tages belegen. Geraubte Lebenszeit!

Und trotzdem wird die Frau ihren Arbeitsplatz nicht verlieren wollen. Sie wird sich mit Kolleginnen und Kollegen zusammenschließen, sollte Gefahr drohen. Der Kaufhausbranche geht es bekanntermaßen schlecht.

Die Frau würde um ihren Arbeitsplatz kämpfen. Sie hätte auch keine andere Wahl. Denn sie erhält für ihre Arbeit einen Lohn, der nicht nur ihre Existenz sichert, sondern ihr einen Platz in der Gesellschaft garantiert.

Commereio – ergo sum! Ich verdiene, also bin ich!
Dieses Prinzip steuert die meisten Köpfe noch immer.
Muss das so bleiben? Was, wenn sich da etwas ändern würde?

Ich wandere durch ein Kaufhaus auf der Suche nach einem Geschenk. Musik plätschert aus den Lautsprechern, die Luft ist abgestanden, die Lampen werfen kaltes Licht auf die Warenberge. Mit routinierten Bewegungen legt eine Frau Pullover zusammen. Ihr Blick ist abwesend. Ich frage mich, woran sie denkt. Sie wirkt gelangweilt. Auf jeden Fall scheint sie nicht bei der Sache zu sein. Wie auch? Pullover zusammenlegen ist nicht unbedingt die Erfüllung. Doch so wie diese Frau leben viele! Nicht wirklich beansprucht, aber gebunden. Zeitweise reduziert auf einige

Zuspitzung

Märchenstunden



(Gerd Wolff / www.pixelio.de)

„Wirtschaftswachstum steigern, Arbeitsplätze schaffen.“ Das ist der Text, der uns vor jeder Wahl und während jeder Krise stets von neuem vorgesungen wird. Nur die Tonarten wechseln.

In Wahrheit haben sich wirtschaftliches Wachstum und die Zahl der Arbeitsplätze längst voneinander abgekoppelt. Wirtschaftliche Effektivität zielt darauf, den Arbeitsfaktor Mensch möglichst zu minimieren. Wer Arbeitsplätze für alle will, muss die Maschinen und Geräte abschaffen. Unsere Politikerinnen und Politiker aber tun weiterhin so, als ließe sich mit Konzepten, die von der Wirklichkeit seit langem überholt worden sind, noch immer etwas bewegen. Wer sie weder der Böswilligkeit noch der Dummheit verdächtigen mag, kann ihnen nur Angst vor der eigenen Courage

unterstellen. Eine Vollbeschäftigung gibt es nicht und wird es unter den gegenwärtigen Bedingungen auch nie mehr geben können. Im Gegenteil! Derzeit bewegen wir uns auf ganz, ganz dünnem Eis. Viele Arbeitsplätze bestehen nur deshalb noch, weil sie vom Staat alimentiert werden. Faktisch haben sie ihre Berechtigung und ihren Sinn verloren.

Das andere Märchen, das uns immer wieder gern zum Einschlafen (wer schläft, denkt nicht nach) erzählt wird, ist die Geschichte vom permanenten Wachstum. Quantität soll Lebensqualität schaffen – eine merkwürdige Dialektik. Wir leben in einer endlichen Welt. Wichtige Ressourcen gehen zur Neige. Sie werden nicht mehr, indem man sie immer wütender und schneller abbaut. Wachstum ist ein Synonym für Zerstörung geworden. Es ist ein ökonomisches Krebsgeschwür, das die globale Gesellschaft zerfrisst.

Wir können nicht so weitermachen wie bisher, weder national noch international.

Ein paar Zahlen und eine Schlussfolgerung

Ohne Einkommen kein Auskommen! Aber wie ist das bei uns geregelt, wenn nicht alle verdienen? Vier von zehn Deutschen erhalten ein Einkommen durch Erwerbsarbeit. Sie werden für ihre Tätigkeit direkt bezahlt. Drei von zehn erhalten ihr Einkommen von den Angehörigen, vor allem Ehepartner, Kinder und Jugendliche. Gut zwei von zehn leben von Rente oder Pension, eine Person von zehn lebt von Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe.

Das bedeutet, dass gerade einmal 41% einer Erwerbsarbeit nachgehen, während 59 % andere Einkommen haben, so genannte Transfereinkommen, die nicht unmittelbar mit einer Arbeit verbunden sind. (Zahlen wurden entnommen aus: „Grundeinkommen – ein Film-Essay“)

Schon jetzt also ist Erwerbsarbeit für die Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr der Weg, die eigene Existenz zu sichern.

„Arbeit“ – ein Begriff macht Karriere

Eine sehr lange Zeit hat „Arbeit“ den denkbar schlechtesten Ruf besessen. Bis in die Wortstämme der verschiedenen Sprachen hinein war es negativ besetzt: das hebräische „avuda“ steht für Sklavenwerk. Das französische „travail“ hat seinen Ursprung im lateinischen „tripulus“, der dreiseitigen Fixierung von Pferden oder dem Wort „tripulare“ = foltern. Hier findet sich auch die Wurzel des spanischen Ausdrucks „trabajo“. „Lavorare“ im italienischen und das englische „labour“ gehen auf das lateinische „laborare“ (leiden) zurück. (aus: Thorsten Lensing, S. 83 – „Der Arbeitsbegriff als Platzhalter und Interpret“) Im Deutschen bedeuteten das althochdeutsche „arapeit“ sowie das mittelhochdeutsche „arebeit“ nach dem Grimmschen Wörterbuch ursprünglich die auf dem Knecht lastende Feldbestellung. „Arbeit“ war in allen Kulturen der Frühzeit eine niedere Tätigkeit, die denen aufgeladen wurde, die man nicht als vollgültige Menschen betrachtete: Sklaven, Angehörige fremder Nationalitäten, im Krieg Unterworfenen. Sie war eine mühselige, kraftraubende Tätigkeit, die aufgezwungen wurde und nicht entlohnt.

Arbeit als göttliche Strafe

Auch die verschiedenen Mythen und Schöpfungsgeschichten zeichnen ein dunkles Bild von Arbeit. Mal charakterisiert Arbeit die Minderwertigkeit des Menschen gegenüber den Göttern, mal ist sie eine Strafe für eine misslungene Revolte gegen die Götterwelt. Das Alte Testament betrachtete den Menschen von vornherein als tätig. Im Garten Eden erhält er die Aufgabe zu bebauen und zu bewahren. Am Ende

der Paradiesgeschichte dann wird Arbeit mit Mühe verbunden als Konsequenz des Sündenfalls.

In all diesen Deutungen spiegelt sich die damalige Realität wieder: die Möglichkeiten der Weltgestaltung waren allesamt mit hohen Anstrengungen verbunden, der Einfluss des Menschen auf Welt und Natur begrenzt.

Eine Demokratie der Reichen

Das schlechte Image von Arbeit hielt sich zunächst auch in den neu entstehenden Hochkulturen. In der idealen antiken Gesellschaft gingen die „Freien“ keiner Erwerbsarbeit nach. Im alten Athen z.B. durften nur diejenigen in der Politik mitbestimmen, deren Lebensunterhalt ohne Arbeit gesichert war. Die damalige Demokratie war eine Demokratie der Vermögenden.

Noch in Rom galt der Spruch: „Ipsa merces est auctoramentum servitutis“ = „Wer Lohn nimmt wird zum Sklaven.“

Das christliche Verständnis dagegen war von vornherein uneindeutig. Arbeit galt zwar grundsätzlich als eine göttliche Strafe, nachdem der Mensch das Paradies verloren hatte. Zugleich aber blieb die Erinnerung an den göttlichen Schöpfungsauftrag präsent. Ein anderes Verständnis von Arbeit bahnte sich an.

Eine neue Deutung von Arbeit

Mit dem Aufkommen der Städte veränderte sich die Gesellschaft. Eine neue Arbeitsethik entstand, verbunden mit komplexeren Strukturen. Kaufleute und Handwerksbetriebe erkannten, dass der Gewinn, den sie mit ihrer Arbeit erzielten, einen Zuwachs an Macht und Einfluss bedeutete. So bildete sich ein neues Selbstbewusstsein: Gesellschaftlicher Aufstieg aus eigener Kraft war möglich. Damit verband sich eine merklich ablehnendere Haltung gegenüber jenen, die arm blieben. Armut geriet zunehmend unter Verdacht. Zugleich wurde die Arbeit dadurch moralisch aufgewertet. Zum erstenmal tauchten in ihrem Zusammenhang Begriffe auf wie „Fleiß“, „Disziplin“. Von dort war es nur noch ein kleiner Schritt, die Pflicht zur Arbeit für alle zu propagieren. Müßiggang galt nun als Quelle des Lasters. Die mönchische *vita contemplativa* verlor ihren Rang zugunsten einer *vita activa*, die Arbeit mehr und mehr als Nachahmung der schöpferischen Tätigkeit Gottes betrachtet. *Ora et labora* – Bete und arbeite. Das Gewicht lag vor allem auf der zweiten Forderung.

Arbeit als göttlicher Auftrag

Spätmittelalter und Reformation trieben dieses Verständnis auf die Spitze. Von nun an wurde Arbeit durchweg positiv gewertet – im Gegensatz zu Untätigkeit oder Müßiggang. Luther erklärte die Arbeit zum Gottesdienst. So wurde sie zur gottgewollten Lebensaufgabe. Zwingli und Calvin radikalisierten diese Auffassung noch, in dem sie festlegten, dass erst die Arbeit dem Menschen seine Würde verleiht. In den Blick kamen nun auch all die Tätigkeiten, die nicht körperlicher Natur waren. Nützliche Aktivitäten wie Unterrichten, Regieren, Handeln etc. wurden aufgewertet und erhielten den Status von Berufen.

Die Aufklärung säkularisierte das reformatorische Arbeitsethos und konzentrierte sich darauf,

Fleiß und Betriebsamkeit zu steigern (und damit letztlich die Erträge).

Arbeit verändert sich

Die aufkommende Industrialisierung führte das Prinzip der Arbeitsteilung ein: Effektivität durch Spaltung komplexer Vorgänge in jeweils einige wenige Handgriffe. Die Produktivität wuchs auf Kosten der Menschen, deren Arbeit immer monotoner wurde. Für sie konnte am Ende nur noch ein Geldwert als Anreiz stehen, sich solcher Eindimensionalität überhaupt zu unterwerfen. Schließlich blieb allein das Tauschmittel Geld, um die eigene Existenz zu sichern.

Es ist hinreichend bekannt, dass die Industrialisierung eine umfassende Verelendung breiter Bevölkerungsschichten nach sich zog. Karl Marx schrieb seine Werke in England, auf dem Höhepunkt eines unkontrollierten Frühkapitalismus. Die Massenmonotonisierung der Arbeit erforderte auf der anderen Seite ein elitäres Spezialistentum für schwierige, umfassende Vorgänge. Für diese Leute stiegen die Anforderungen in bestimmten Bereichen. Zugleich begannen Bürger- und Unternehmertum die Arbeit zu idealisieren als Königsweg der eigenen Persönlichkeitsentfaltung.

Arbeit im 20. Jahrhundert

Anfang des 20. Jahrhunderts schuf das Modell der Fabriken zusätzliche gesellschaftliche Schichten und mit ihnen neue Berufe. Das Phänomen des Angestellten kam auf. Für alle Berufe aber galt die Maxime: „Arbeit gegen Lohn“. Unentgeltliche Arbeit, die es selbstverständlich weiterhin gab, sank auf der sozialen Rangskala weit nach unten. Sie konnte ja auf keinen greifbaren „Wert“ verweisen. Diese Sicht ist bis in die Gegenwart hinein vorherrschend geblieben, obwohl sie die bestehenden Zustände schon längst nicht mehr zutreffend beschreibt. Ja, sie hat sich noch zugespitzt: bis zur Bankenkrise wurden die Manager nicht für ihr Tun bewundert, sondern für ihr Gehalt. Daneben existiert seit den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts die Vorstellung, dass der Beruf eine identitätsstiftende Rolle übernimmt, was wiederum nur für die höheren Berufe gelten kann.

Auf dem Weg in die postmoderne Gesellschaft zeichnet sich ab, dass Arbeit wieder tiefere Schichten der jeweiligen Person beanspruchen wird, weil sie mehrdimensionaler wird und ein hohes Maß an Flexibilität und individueller Entscheidungskraft einfordert. Wissen wird wichtiger sein als Erfahrung. Aber dies wird nur eine Minderheit betreffen, während der Mehrheit erwerbsmäßig kaum noch etwas zu tun bleibt.

Die Macht der Geschichte

Das gültige Arbeitsverständnis transportiert aus jedem Zeitalter einige Sedimentschichten mit.

Bis heute sind unsere Köpfe davon besetzt, Arbeit und Würde zusammen zu denken. Arbeitslosigkeit wird von den Betroffenen als Makel empfunden. Er wird ihnen auch fortwährend eingeredet. So besteht eine tief sitzende Tendenz zur Selbststigmatisierung. Sie trifft dabei auf eine Haltung in der Politik, die kaum in die Strukturen eingreift, sondern sich vor allem darauf zurückzieht, Arbeitslosigkeit als Verweigerungshaltung zu begreifen. Die Schaffung der 1-€-Zwangsarbeit ist solch ein Auswuchs.

Arbeit wird immer noch idealisiert als Mittel zur Selbstverwirklichung oder Entfaltung der Persönlichkeit, während sie in Wahrheit mehrheitlich nur noch eine (sinnentleerte) Tätigkeit ist, die mit einem finanziellen Gegenwert entlohnt wird. Nicht die Art der Arbeit ist von Bedeutung. Es ist das Einkommen, das den gesellschaftlichen Wert bestimmt. Aber dieser muss nach landläufiger Meinung eben *verdient* werden.

In „verdienen“ steckt der Wortstamm „dienen“. Er lässt sich für mich nicht zusammendenken mit dem Begriff der „Würde“.



(BUDE-SIEGEL / www.pixelio.de)

Auch dort, wo Arbeit als identitätsstiftend angesehen wird, muss gefragt werden, ob sie das in ihrer Ausdifferenzierung und Spezialisierung tatsächlich leisten kann. Selbst eine komplexe Arbeit berührt nur Teilsegmente der Realität. Wer sich darüber verwirklichen will, „klappt“ die eigene Persönlichkeit zusammen, statt sie zu entfalten.

Auf dem Weg zu einem neuen Verständnis

Wem dieser Ausflug in die Geschichte zu mühsam war, sollte sich eines klarmachen: nichts ist einfach so da, keine Vorstellung, kein Gedanke, kein Zustand. Alles hat sich irgendwann entwickelt. Es ist gut, davon zu wissen, was vorige Generationen einem in den Kopf gelegt haben. Es ist wichtig sich zu vergegenwärtigen, dass alles, was entsteht, auch verändert werden kann. Wir begegnen Gott nicht, indem wir menschliche Zustände zu göttlichen Ordnungen erklären.

Das Wettbewerbsmodell, das im Übrigen niemals nach fairen Regeln gespielt worden ist, hat ausgedient. Es mag noch eine Weile in Gang gehalten werden, bis die Zahl der Erwerbsarbeitsplätze unter ein sozial verträgliches Maß gesunken ist. Aber wenn wir darauf nur *warten*, wird uns die Gesellschaft um die Ohren fliegen. Wir brauchen *jetzt* ein innovatives Verständnis von dem, was Arbeit ist und zu welchem Zweck Menschen sie ausüben.

Theologische Betrachtung

Der Evangeliumsabschnitt, auf den ich näher eingehen möchte, findet sich im Umfeld der Bergpredigt im 6. Kapitel des Matthäusevangeliums .

Unmittelbar vor unserem Text steht das Wort von den zwei Herren, denen man nicht gleichzeitig dienen könne. Der Mensch muss sich entscheiden zwischen Gott und dem materiellen Reichtum, zwischen Beziehung und Selbstisolierung. Das ist keine moralische Entscheidung, sondern eine existentielle. Die nachfolgenden Verse führen das Thema weiter und vertiefen es.

25 Darum sage ich euch: Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung? 26 Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? 27 Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt? 28 Und warum sorgt ihr euch um die Kleidung? Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. 29 Ich sage euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. 30 Wenn nun Gott das Gras auf dem Feld so kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird: sollte er das nicht viel mehr für euch tun, ihr Kleingläubigen? 31 Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? 32 Nach dem allen trachtet die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, dass ihr all dessen bedürft. 33 Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen. 34 Darum sorgt nicht für morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat.

Die Bedeutungsweite eines Wortes

„Sorgt euch nicht...“. Das griechische Wort „merimnao“ umfasst ein sehr viel weiteres Bedeutungsfeld als das deutsche „sorgen um“. Neben der rein intellektuellen Tätigkeit des Nachdenkens und des psychisch belastenden Grübelns



(fischer-e / www.pixelio.de)

meint „merimnao“ vor allem das Ausüben mühseliger Arbeit, mit der jemand seine nackte Existenz sichert.

Ein Paukenschlag zu Beginn

Die Aufforderung, auf diese Anstrengung zu verzichten, ist ein Paukenschlag gleich zu Beginn. Jesus gewinnt die ungeteilte Aufmerksamkeit seiner Hörer und Hörerinnen, indem er deren Alltagserfahrungen provokant unterläuft. Er redet ja vor allem zu

Menschen, die sich permanent am Existenzrand bewegen. Für sie muss solch ein Aufruf wie ein direkter Angriff wirken, der ihre Situation nicht ernst nimmt. Wie in den Gleichnissen finden wir ein Szenario vor, in dem es turbulent zugegangen sein wird. Der Protest der Hörenden ist vorhersehbar. Die Gleichnisse und Geschichten sind jeweils Einstiege in eine Lehrdiskussion, die den Widerstand der Zuhörenden mit aufnimmt – ein besonderes Zeichen von Achtung. Jesus doziert nicht, er will überzeugen.

Leben ist mehr

„Das Leben ist mehr als Essen und Trinken...“: Dem Appell zur Sorglosigkeit folgt eine erste Begründung. Den täglichen physischen Notwendigkeiten wird das Leben selbst gegenübergestellt, das in seiner Mehrdimensionalität nicht auf bloße Bedürfnisbefriedigung reduzierbar ist. Jesus verdeutlicht dies mit dem Bild des Körpers, der nicht identisch ist mit dem, was ihn verhüllt. So wie die Kleidung nachrangig ist, etwas, das dem Leib nur „angehängt“ ist, ihn aber nicht ausmacht, so rührt auch die Stillung der täglichen Bedürfnisse nicht an die tieferen Lebensbereiche.

„Seht euch die Vögel an...“: Eine Naturbeobachtung reichert den Argumentationsgang mit neuen Gedanken an. Die Vögel unter dem Himmel existieren ohne strategische Vorsorge. Sie sind eingefasst in eine Naturordnung, die von Gott garantiert wird. Ihr Tun ist nicht auf langfristigen Selbsterhalt ausgerichtet. Die griechischen Wörter „speiro“ und „theritzo“ (= Saat ausstreuen + Sommersaat mähen und ernten) bezeichnen bäuerliche Tätigkeiten, die besonders mühsam sind. Während die Vögel ganz in der natürlichen Ordnung aufgehen, steht der Mensch partiell außerhalb. Dies wird mit der Sonderstellung begründet, die er vor Gott einnimmt. So wie das Leben mehr ist als Essen und Trinken, so ist der Mensch mehr als die Natur. Denn er steht in einer besonderen Beziehung zu Gott.

Die Grenzen menschlicher Möglichkeiten

Bevor eine weitere Beobachtung aus dem Bereich der Natur diesen Gedankengang untermauert, wird in einem Einschub die Möglichkeit der Selbsterhaltung grundsätzlich bestritten. „Wer von euch kann durch Sorgen sein Leben auch nur um einen Tag verlängern?“ In Frageform werden alle Versuche des Menschen, sich seine Existenz selbst zu sichern, ad absurdum geführt. Mehrdimensionales Leben, das wird spätestens an dieser Stelle deutlich, ist für Jesus immer ein Leben in Beziehung, das in seiner Tiefenrelation strikt ausgerichtet ist auf Gott.

Eine sehr konkrete Vision

Dass hier nicht ätherische Wolkenmalerei betrieben wird, die an den harten Realitäten vorbeigeht, macht zunächst der zweite Satz in Vers 32 deutlich: „*Euer Vater im Himmel weiß, dass ihr all das braucht*“. Die Stillung der täglichen Bedürfnisse wird nicht ausgeblendet. Sie wird nur relativiert – es gibt Wichtigeres. Als

Konsequenz folgt daraus, dass der Mensch sich in seiner Vorsorge auf die Gegenwart beschränken soll, um nicht seine Gottesverbindung zu verdunkeln. Er bleibt ein Wesen, das angewiesen ist auf Beziehung. Deshalb ist jedes vorausschauende Handeln, das eigenmächtig die Zukunft mit einbezieht, ein Irrweg. „Es genügt, dass jeder Tag seine eigene Last hat.“ Strategische Bescheidenheit ist angesagt. Wirtschaftliche Wunderwerke kann man damit nicht vollbringen, so wenig wie sich übergroße Güterberge damit produzieren lassen. Die global entfesselte Wirtschaftsmaschinerie kann sich nicht auf den Mann aus Nazareth berufen. Der legt uns gerade dort schmerzhaft Beschränkungen auf, wo wir unsere Souveränität verorten: im Reich der Dinge, die uns unabhängiger machen sollen, je uneingeschränkter wir mittels Geld über sie verfügen können.

Die Alternative

Jesus setzt diesem Reich ein anderes gegenüber. Die Menschen sollen sich schon jetzt darum bemühen, Bürgerinnen und Bürger im Reich Gottes zu werden und sich an seinem Willen ausrichten. Nicht um konsumierte Waren geht es, sondern um gelebte Werte, um ein Miteinander, das Befreiung ermöglicht statt Abhängigkeiten zu schaffen. Und damit finden wir uns unversehens in einem Gesellschaftsmodell wieder, das mit unserem wenig gemein hat. Es geht um eine Neuakzentuierung menschlicher Aktivität und um ein alternatives Verständnis von Würde. Alles Tun, das auf den Lebensunterhalt ausgerichtet ist, wird auf ein eben notwendiges Maß minimiert, während die schöpferischen und sozialen Tätigkeiten ausgeweitet werden. Aus den verschiedensten Gleichnissen Jesu wissen wir ja, wie es im Reich Gottes zugehen soll und wie deren „Bewohner“ sich dort verhalten.

Das wird unterstützt von einer zweiten Gedankenlinie: Würde ist nicht an den Begriff existenzsichernder Arbeit gebunden oder an den sozialen Status. Sie kann nicht selbstmächtig errungen werden, sondern ist ein bedingungsloses Prädikat Gottes, das allen Menschen zukommt.

Zwei Grundideen, die bahnbrechendes Potential in sich tragen. Sie könnten die Stützpfeiler eines alternativen Gesellschaftsentwurfs bilden, in dem Menschen sich selbst und andere nicht mehr nach ökonomischen Werten beurteilen.

Farbe bekennen

Papier und Wirklichkeit

Die Würde des Menschen ist unantastbar, heißt es im Grundgesetz. Politik und Behörden verfahren dagegen nach dem Grundsatz, Papier ist geduldig. Wer über kein Einkommen verfügt, über den wird verfügt. Der wird zum Leibeigenen, der keine



(Stephanie Hofschlaeger / www.pixelio.de)

freie Entscheidung mehr treffen kann. Wer kein Einkommen besitzt, die wird von anderen in Besitz genommen. Die wird zum Spielball staatlicher Fürsorge und muss erleben, wie jede Sozialleistung mit Pauschalverdächtigungen garniert wird. Armut ist ein Verbrechen – aber nicht seitens der Täter, sondern seitens der Opfer. Das ist noch immer landläufige Sicht, quer durch die politischen Parteien. Solange HartzIV-Empfängern weniger als 2 Euro im Monat für kulturelle Aktivitäten bleiben, ist ihre Würde angetastet. Solange eine unbarmherzige

Bürokratie ihnen vorschreibt, was sie ausgeben dürfen, ist es mit der Souveränität nicht weit her. Solange Menschen vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen werden, wird das Grundgesetz mit Füßen getreten.

Existenzsicherung durch Erwerbsarbeit ist ein Repressionsmodell, das Abhängigkeiten und Hierarchien geschaffen hat. Vor allem hat es Verlierer und Verliererinnen produziert, Menschen, die in dieser Gesellschaft keine Perspektive mehr haben. „Was willst du mal werden?“ „HartzIV.“ Wenn man das einen Jugendlichen sagen hört, zieht sich einem alles zusammen.

Lange hat die Politik sich darum bemüht, dieses Modell am Laufen zu halten, während die Wirtschaft längst andere Wege beschritt. Automatisierung, Rationalisierung, Effektivitätssteigerung ließen die Zahl der Arbeitsplätze in den letzten Jahrzehnten zunehmend sinken. Arbeitslosigkeit wurde zu einem strukturellen Merkmal, d.h. von vornherein wurde mit einem gewissen Prozentsatz an „Ausgesiebten“ gerechnet. Bis heute wird so getan, als hätte jeder und jede die Chance, den sozialen Aufstieg zu schaffen. Die neue Parole lautet „Bildung, Bildung, Bildung!“ Wiederum wird das Problem individualisiert und damit verschleiert. Wer es dann nicht schafft, ist selber schuld.

Trotz aller Vernebelungsversuche haben wir die Grenzen dieses Systems erreicht. Die globale Wirtschaftskrise zieht ganze Wirtschaftszweige in den Abgrund. Die Sorge um den Arbeitsplatz ist allgegenwärtig. Selbst das zynische Projekt einer Zweidrittel-Gesellschaft ist mittlerweile zukunftslos.

Würde darf nicht ökonomisiert werden, nicht an Erwerbsarbeit gebunden. Sie ist ein immaterieller Wert und eignet allen Menschen, unabhängig von ihrer Herkunft, ihrem Status, ihren Fähigkeiten.

Umsteuern ist also angesagt. Wir brauchen einen alternativen Gesellschaftsentwurf.

Eine Idee gewinnt Gestalt

Wenn die Würde des Menschen unantastbar ist, dann ist sie auch nicht verrechenbar. Wenn sie ein einklagbares Rechtsgut ist, dann ist es Aufgabe der Gemeinschaft, die Würde aller zu garantieren. Dazu gehört, dass jeder Mensch ein Anrecht hat auf die ökonomische Sicherung seiner Existenz, eben weil er es wert ist. Ein solches Anrecht kann nicht länger an die Erwerbsarbeit gebunden sein.

Seit einiger Zeit gewinnt eine Idee an Gestalt, die in unterschiedlichen Varianten diskutiert wird, letztlich aber auf dasselbe Ziel hinausläuft: Der Staat garantiert seinen Bürgerinnen und Bürgern ein Grundeinkommen, das vorbehaltlos ausgezahlt wird.

Die Höhe bemisst sich nach der Maßgabe, allen Empfängern die Teilnahme an gesellschaftlichen und kulturellen Aktivitäten zu ermöglichen. Die Auszahlung erfolgt unbefristet, ohne Prüfung auf Bedürftigkeit und ohne Verpflichtung zu einer Gegenleistung. Sie umfasst wirklich alle, vom Säugling bis zum alten Menschen.

Interessanterweise wird ein solches Modell mittlerweile von innovativen Köpfen der Wirtschaft favorisiert. Ökonomisch halten sie das Modell des bedingungslosen Grundeinkommens für realistisch, weil es finanzierbar wäre (dazu s. die Literaturhinweise). Sie erwarten zudem eine höhere Produktivität, wenn Menschen sich aus eigenen Stücken für eine bestimmte Tätigkeit entscheiden. Der zukünftige Arbeitsplatz in der Wirtschaft wird von hoher Flexibilität und Bereitschaft zur Eigeninitiative geprägt sein. In bestimmter Hinsicht wird er damit auch riskanter. Das lässt sich nur erreichen, wenn die finanzielle Basis bereits gelegt ist und das Prinzip der freiwilligen Selbstverpflichtung gilt. Die Hierarchien innerhalb der Betriebe werden flacher. Warum dann nicht auch generell in der Gesellschaft?

Das bedingungslose Grundeinkommen legt ein gesellschaftliches Fundament, das jeder und jedem ein hohes Maß an Sicherheit bietet. Paradiesische Zustände werden

deswegen nicht ausbrechen. Die menschliche Existenz wird problematisch bleiben. Gleichwohl könnte sich eine Menge zum Positiven bewegen:

- keine Schaffung von sozialen Verlierern und Verliererinnen
- Teilhabe am gesellschaftlichen Leben für alle
- Veränderung der Erwerbsarbeit durch Qualitätssteigerung
- Ausweitung individueller Freiräume
- Aufwertung ehrenamtlicher Tätigkeiten
- Größere Solidarität
- Werteverlagerung: das Ökonomische tritt hinter das Humane zurück

Insgesamt geht es in diesem Entwurf um eine grundlegende Neugewichtung. Es wird mehr Zeit für schöpferische Tätigkeiten geben, die als sinnvoll erlebt werden.

Reduziertes und sinnentleertes Tun wird sich in seinem Umfang verringern.. Mit der Umdeutung dessen, was „Arbeit“ eigentlich ist, wird sich auch das Selbstverständnis der Menschen ändern. Sie werden sich weiterhin beurteilen, aber nach anderen Maßgaben.

Die große Herausforderung wird sein, wie wir mit der neu gewonnenen Freiheit umgehen werden. Sind wir noch freiheitsfähig oder schon längst so abgerichtet, dass wir uns vor ihr nur noch fürchten? Können wir tatsächlich selbst entscheiden oder brauchen wir Vorgaben, die alles für uns bereits geregelt haben?

Vorhersehbar ist, dass sich Probleme eröffnen, von denen wir momentan noch nichts ahnen. Dennoch: unsere Gesellschaft zukunftsfähig bleiben und gerechter werden, führt an der Einführung des bedingungslosen Grundeinkommens kein Weg vorbei. Wir stehen vor spannenden Entwicklungen!



(Dagmar Fehling / www.pixelio.de)

Materialien, Literatur

Materialien und Literatur zu dem Thema sind mittlerweile nur noch schwer zu übersehen. Die nachfolgenden Angaben wollen einen ersten Pfad anlegen, der durch den Informationsdschungel führen kann.

Literatur:

Publik-Forum Nr. 1 / 2009 mit umfassendem Dossier zum Thema
Thorsten Lensing, Der Arbeitsbegriff als Platzhalter und Interpret
Eine diskursanalytische Dekonstruktion der strukturellen Grundlagen eines
Bewährungsmythos

Robert Ulmer, Grundeinkommen – eine Gesellschaft ohne Mitwirkungspflichten

Jörg Drescher, Wirtschaftliche Betrachtung der Modellansätze für ein
Bedingungsloses Grundeinkommen anhand der Wertschöpfung von Waren und
Dienstleistungen

Ronald Blaschke, Garantiertes Grundeinkommen - Entwürfe und Begründungen
aus den letzten 20 Jahren. Frage- und Problemstellungen

Wichtige Internetadressen:

<http://www.grundeinkommen.de>: Plattform der Vordenker und Befürworter

<http://www.attac.de>: Forum der Globalisierungskritiker

<http://www.iovialis.org> : Projekt Jovialismus

<http://www.filmjournalisten.de>: dort ist ein phantastischer Film zum Thema
kostenfrei herunterladbar (einfach auf *Suche* gehen
und *Grundeinkommen* eingeben.) „Grundeinkommen – ein
Filmessay“ von Daniel Häni und Enno Schmidt

<http://www.attac-netzwerkde/ag-genug-fuer-alle/ausstellung>: über diese Adresse
kann eine Wanderausstellung zum Thema eingesehen und bestellt werden.

Wolfgang Blaffert